



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

König Ludwig II. von Bayern

Tschudi, Clara

Leipzig, circa 1910

6. Ludwigs erste Reise nach der Schweiz. - Richard Wagner verläßt München. - Beurteilung des Verhältnisses zwischen König und Künstler

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47307](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47307)

6.

Ludwigs erste Reise nach der Schweiz. — Richard Wagner verläßt München. — Beurteilung des Verhältnisses zwischen König und Künstler.

Wir wissen, daß Schiller von Kindheit auf Ludwigs Lieblingsdichter gewesen war. In München, wie auf allen anderen Theatern, hatte man seine Werke bisher in verkürzter Form aufgeführt. Aber der „Romantiker auf dem Throne“ befahl, daß man sie auf seinem eigenen Theater spiele, wie der Dichter sie sich gedacht hatte.

Am 18. Oktober 1865 wurde „Wilhelm Tell“ zum erstenmal in seiner ursprünglichen Gestalt aufgeführt, und nach dieser Vorstellung bekam der König Lust, das Volk und das Land selbst kennen zu lernen, das Schiller in seinem Werke verherrlicht hatte.

Von seinem damaligen Adjutanten, dem Fürsten Paul von Thurn und Taxis, begleitet, reiste er am 20. Oktober nach der Schweiz, und in Luzern — dem Knotenpunkte für das Reiseleben in der Schweiz — logierte er sich im „Hotel Schweizerhof“ ein.

Da er nicht angemeldet war und niemand ihn kannte, wies man ihm ein Zimmer im vierten Stocke an.

Man kann sich denken, welche Bestürzung es unter dem Hotelpersonal hervorrief, als man am folgenden Tage erfuhr, daß es der König von Bayern sei, den man so hoch da droben untergebracht hatte. In größtem Schrecken eilte deshalb der Wirt zu ihm hinauf, entschuldigte sich tausend-

mal und bot ihm die Reihe von Zimmern im ersten Stocke an, wo königliche Personen sonst zu wohnen pflegten.

Ludwig schlug das Anerbieten jedoch mit dem freundlichsten Lächeln aus und erklärte, daß er mit seinem kleinen Zimmer im vierten Stocke mit der schönen Aussicht über den See und die Berge so zufrieden sei, daß er es behalten wolle.

Von Luzern aus unternahm er Ausflüge nach den sagenreichen Stätten in den Urkantonen: nach dem Rütli, der Tells-Platte, nach der Höhlen Gasse bei Rüßnacht und nach mehreren anderen Örtlichkeiten.

Die Herzen der Bevölkerung schlugen dem schönen, enthusiastischen Jüngling warm entgegen, und die „Schwyzer Zeitung“ sandte ihm nach seiner Abreise einen herzlichen Gruß, den er in einem eigenhändigen Briefe folgenden Inhalts beantwortete:

„Herr Redakteur!

Mit inniger Freude las ich heute den herzlichen Gruß des Landes Wilhelm Tells, und erwidere denselben aus ganzem Herzen.

Ich grüße ebenfalls meine lieben Freunde aus den Urkantonen, für welche ich schon als Kind eine Vorliebe besaß.

Die Erinnerung an meinen Besuch der herrlichen Inner-Schweiz und an das biedere, freie Volk, das Gott segnen wolle, wird mir immer teuer bleiben.

Mit wohlwollender Gesinnung bin ich

Ihr wohlgewogener

Ludwig.

Hohenschwangau, am 2. November 1865.“

Nach seiner Rückkehr lud er Richard Wagner ein, zu ihm zu kommen; und am 10. November begrüßten sich die beiden Freunde wiederum in der „Schwanenburg“.

Im Anfange des Jahres 1866 sollte die neue Schule für Musik und dramatische Kunst unter Hans von Bülow's Leitung eröffnet werden; aber Wagner hatte noch so mancherlei auf dem Herzen, worum er seinen königlichen Freund bitten wollte.

Er war so zufrieden mit seinem Aufenthalte in Hohen Schwangau, daß er nach der Heimkehr an einen seiner Anhänger telegraphierte: „Das Jahr 1866 ist unser!“

Unterdessen waren jedoch von verschiedenen Seiten Kräfte tätig, um die Freundschaft zwischen ihm und Ludwig zu nichte zu machen.

Der Kabinettssekretär und der Kassierer der Kabinettskasse, welche lange Jahre das Vertrauen des verstorbenen Königs besessen hatten, hielten es für ihre Pflicht, der Neigung zur Verschwendung, die sich bei dem jungen Herrscher zeigte, entgegenzuarbeiten, und sie fanden bald Beistand bei den zahlreichen Widersachern des Dichter-Komponisten. Die Opposition wuchs zu einem wahren Sturme an; denn das Volk, das weder Wagners Verhältnis zu Ludwig, noch seine künstlerischen Zwecke begreifen konnte, glaubte an die Zerrbilder von ihm, die seine Feinde in Wort und Schriften entwarfen.

„Wohlunterrichtete wollen wissen,“ schrieb der „Volksbote“, „daß Wagner im Laufe von kaum einem Jahre der Kabinettskasse nicht weniger als eine Million und neunhunderttausend Gulden gekostet hat. Wir können nicht dafür einstehen, daß die Zahl richtig ist; aber wir können es als sicher bezeichnen, daß Wagner vor einigen Wochen aufs

neue vierzigtausend Gulden verlangt hat, um seine kostbaren Gewohnheiten zu befriedigen. Herr von Pfistermeister hat dem Monarchen abgeraten, dieses neue, übertriebene Verlangen zu bewilligen. Als Folge davon hat Richard Wagner in seiner Raserei einen unhöflichen Brief an Herrn von Pfistermeister geschrieben; und schließlich hat er trotz alledem die Summe erhalten, die er wünschte.“

Während Minister, Reichsräte und Bürgerrepräsentanten Partei gegen ihn ergriffen, war in den breiteren Schichten die Stimmung jedoch geteilt.

So ereignete sich z. B. in einem Eisenbahnzuge die folgende Episode: Ein katholischer Geistlicher sprach laut sein Mißvergnügen darüber aus, daß Se. Majestät soviel Staat mit „lutherischen Musikanten“ mache.

Hierauf antwortete jedoch ein Bauer, der in demselben Wagen saß: „Ich sehe den König lieber mit Musikanten als mit Pfaffen verkehren.“

Wagner, der den Kabinettssekretär als den Urheber all des Widerstandes betrachtete, auf den er stieß, sprach sich bei mancherlei Gelegenheiten in herabwürdigenden Ausdrücken über diesen hochgeachteten Mann aus. In dem anderen Lager dagegen bewunderte man Pfistermeister, daß er gegen die rücksichtslosen Forderungen des Meisters so tapfer standhielt, und die konservativen Blätter nahmen kräftig Partei für ihn.

Am 4. Dezember wurde in Geschäftslokalen in München eine Vertrauensadresse zur Unterschrift ausgelegt, die Herrn von Pfistermeister durch eine Deputation überreicht werden sollte und die Bitte an ihn enthielt, unverrückbar fest auf der Seite des Königs zu stehen. Ludwig erhielt eine offizielle Mitteilung darüber, und gleichzeitig gab man ihm

rückhaltlos zu verstehen, in welchem hohem Grade Wagner sich unbeliebt gemacht habe.

Am 5. Dezember zog er von Hohenschwangau nach dem Residenzschlosse in München zurück, und noch an demselben Tage fanden sich seine Mutter, sein Großonkel Prinz Karl, der Erzbischof Scherr und der Staatsminister von der Pforden bei ihm ein.

In seiner Eigenschaft als Minister des königlichen Hauses überreichte der Letztgenannte ein Memorandum, in dem er drohte, seinen Abschied zu nehmen, wenn Wagner Bayern nicht verliesse. Die Polizei könne nicht länger für die Sicherheit des Dichter-Komponisten einstehen. Prinz Karl verlieh der Überzeugung des Hofes energischen Ausdruck, daß des Königs freundschaftliches Verhältnis zu Wagner bedenkliche Folgen heraufbeschwören würde. Ja, selbst Diener, welche ausgefragt wurden, ließen durchblicken, daß unter den jetzigen Verhältnissen eine Revolution ausbrechen könne.

Der König war nervenschwach. Wagners Heftigkeit und sein anspruchsvolles Wesen hatten ihm schon manches Mal Schwierigkeiten bereitet; außerdem aber fühlte er sich tief gekränkt durch die Art und Weise, in der sein Name mit der Sache verknüpft ward.

Die Angriffe der Presse und die Drohungen seiner Verwandten und Ratgeber würden ihn jedoch kaum bewegt haben, sich von seinem Freunde zu trennen, wenn nicht noch ein anderes Moment hinzugekommen wäre.

Er hatte unzweifelhafte Beweise dafür erhalten, daß der Dichter-Komponist in einem vertrauten Verhältnisse zu Frau Cosima von Bülow stand, und diese Beweise, welche ihn völlig unvorbereitet trafen, berührten ihn sicherlich weit

tiefer als die Einmischung seiner Angehörigen und die haß-
erfüllten Ergüsse der Zeitungen.

Bei seiner schwärmerischen Natur hatte er seine ganze
Liebe Richard Wagner geschenkt. Dieser, der um so vieles
älter war, empfand vor allen Dingen Dankbarkeit gegen
seinen königlichen Gönner; aber zweifellos fühlte er auch
eine lebhaftere Sympathie für den reichbegabten Jüngling,
was deutlich aus Briefen und Dichtungen von seiner
Hand hervorgeht. Ludwig jedoch war eine eifersüchtige
Natur, die um ihrer selbst willen geliebt sein wollte und
den Freund allein zu besitzen wünschte. Das Verhältnis zu
Frau von Bülow ward deshalb eine Quelle bitterer Ent-
täuschung für ihn.

An demselben Tage, an dem er Gewißheit hiervon
erhalten hatte, sandte er seinem Ministerpräsidenten ein
Schreiben, in dem er diesem mittheilte, daß Wagner Mün-
chen sofort verlassen solle.

„Ich will“ — sprach er bei dieser Gelegenheit aus —
„meinem teuren Volke zeigen, daß mir dessen Vertrauen
und Liebe zu mir über alles andere geht!“

Sein späterer Minister von Lutz erhielt den Auftrag,
seinem Freunde mündlich die Bestimmung mitzuteilen, die
er getroffen habe.

An demselben Abende besuchte er das Hoftheater zu-
sammen mit der Königin-Witwe. Statt des Willkommen-
grußes, der ihn zu empfangen pflegte, wenn er längere Zeit
abwesend gewesen war, hörte man ein Murmeln des Miß-
fallens, in dem er wiederum nur eine Bekräftigung der
Stimmung erkennen mußte.

Am folgenden Morgen sandte er Wagner einen eigen-
händigen Brief dieses Inhalts:

„Mein teurer Freund!

Wie leid es mir auch tut, so muß ich Sie doch bitten, den Wunsch zu erfüllen, den ich Ihnen gestern durch meinen Sekretär aussprechen ließ. Glauben Sie mir, ich mußte so handeln! Meine Liebe zu Ihnen dauert ewig. Auch bitte ich Sie: bewahren Sie mir immer Ihre Freundschaft. Mit gutem Gewissen kann ich sagen, daß ich Ihrer würdig bin. — Wer hat ein Recht, uns zu trennen?

Ich weiß, daß Sie mit mir fühlen, daß Sie meinen tiefen Schmerz vollkommen ermessen können. Ich konnte nicht anders handeln, dessen seien Sie überzeugt! Zweifeln Sie niemals an der Treue Ihres besten Freundes. — Es ist ja nicht für immer!

Bis zum Tode

Ihr treuer

Ludwig.“

Ehe noch das offizielle Regierungsorgan die Mitteilung von der Aufsehen erregenden Verbannung Wagners brachte, hatte sich die Nachricht davon wie ein Lauffeuer verbreitet.

Am 8. Dezember war ein Feiertag; aber gleichwohl hielt man Magistratsitzungen ab, um darüber zu verhandeln, ob man eine Deputation zum König schicken sollte, um ihm den Dank der Stadt auszusprechen. Die Debatte war lang und scharf, und schließlich einigte man sich, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Auch ein beabsichtigter Fackelzug kam nicht zustande.

Während die klerikalen und einige liberale Blätter jubelten, sprach das Organ der Fortschrittspartei aus, daß „die hohen Verwandten, Mitglieder des hohen Adels, sowie die Beamten des Staates und der Kirche, die dem Könige Mitteilung von der herrschenden Stimmung gemacht,

nicht recht gehabt hätten. Wagners Anwesenheit habe nicht dazu beigetragen, das Volk zu heunruhigen, ebensowenig wie sie das Vertrauen und die Liebe zum Könige habe erschüttern können. Ludwig sei hinsichtlich der Stimmung des Volkes betrogen worden, und Wagners Person habe nicht das geringste mit den inneren Angelegenheiten des Landes und mit den Bestrebungen der Fortschrittspartei zu tun gehabt“.

Am 10. Dezember zog der Meister fort. Trotz der Winterkälte und des dunklen frühen Morgens war der Bahnhof voll von Menschen, die ihn sehen und ihm Lebewohl sagen wollten.

Ludwig hatte ihm einen letzten Abschiedsbrief gesandt, der von Kummer überströmte. Er lautete:

„Mein inniggeliebter, teurer Freund!

Worte können den Schmerz nicht schildern, der mir am Herzen frisst. Was möglich ist, soll getan werden, um die abscheulichen neuen Zeitungsberichte zu widerlegen. Daß es so weit kommen mußte! Unsere Ideale sollen treu gepflegt werden — dessen brauche ich Sie nicht erst zu versichern. Lassen Sie uns einander oft und viel schreiben, ich bitte Sie darum! Wir kennen einander ja, und wir wollen die Freundschaft, die uns verbindet, nicht aufgeben. Um Ihres Friedens willen mußte ich handeln, wie ich es getan habe.

Verkennen Sie mich nicht, auch nicht einen Augenblick; es würde Höllenqual für mich sein. — Heil dem geliebtesten Freunde! Seine Werke mögen blühen! Herzlichen Gruß aus ganzer Seele von

Ihrem treuen

Ludwig.“

Richard Wagner reiste nach der Schweiz und ließ sich dort nieder.

Weder der König noch seine Ratgeber hatten geglaubt, daß die Verbannung für immer gelten würde. Zwar kehrte Wagner mehrere Male zu kurzen Besuchen zurück; aber er hat sich niemals wieder länger in München aufgehalten.

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen ihm und Ludwig ward dadurch jedoch nicht erschüttert. Der ritterliche Monarch fuhr fort, seine schützende Hand über ihn zu halten; er arbeitete eifrig für das Wagner-Theater in Baireuth, und die königliche Ehrengage ward bis zu Wagners Tode (1883) unverkürzt von der Kabinettskasse ausgezahlt.

Frau Cosima, die eine der Ursachen gewesen war, daß die Freunde getrennt wurden, vermochte sich indessen niemals irgendwelcher Gunst zu erfreuen. Als Witwe suchte sie einmal um eine Audienz bei Ludwig nach, um ihm für die Beweise von Liebe zu danken, die ihrem heimgegangenen Gatten zuteil geworden waren. Aber der König schlug es ab, sie zu empfangen.

Obwohl er den Meister freiwillig fortgesandt hatte, und obwohl wir gesehen haben, daß andere Gründe als die Stimme der öffentlichen Meinung seinen Beschluß beeinflusst hatten, vergab er es den Bürgern Münchens doch niemals, daß sie darauf hingearbeitet hatten, ein Freundschaftsverhältnis zu stören, das ihm zu so großem Troste und zu so großer Freude gereicht hatte. Der Unwille, den er seiner Hauptstadt bei vielen Gelegenheiten bewies, wurde durch ebendiese Begebenheit geweckt. Aber die Trennung hinterließ nicht nur ein tiefes Einsamkeitsgefühl, sondern erzeugte eine verhängnisvolle Bitterkeit in seinem reizbaren Gemüte.

„Seine allzu große Liebe zu mir,“ schrieb Wagner am 26. Dezember 1865 an Frau Wille, „machte ihn blind für alle anderen Verhältnisse, und deshalb war er leicht enttäuscht. Er kennt niemanden und muß die Menschen jetzt erst kennen lernen. Aber doch hoffe ich für ihn. Gleichwie ich seiner ewigen Liebe gewiß bin, nähre ich Hoffnung auf die Entwicklung seiner herrlichen Anlagen. Es fehlt ihm nur noch, daß er einige Menschen mehr kennen lernt; dann wird er schnell das Rechte treffen.“

Am 1. Juli 1867 schrieb er in einem Briefe an Malvida von Meyßenbug: „Das einzige, was mich in München zurückhielt, war die Liebe zu meinem Freunde, um dessentwillen ich mehr gelitten habe, als für irgendeinen anderen Menschen. . . Ich habe ihn gerettet und hoffe fernerhin, daß ich in ihm der Welt eines meiner besten Werke bewahrt habe.“

Unter Wagners Zeitgenossen waren nur wenige geneigt, seinen Glauben daran zu teilen, daß er den jungen König gerettet habe. Die öffentliche Meinung hielt im Gegenteil daran fest, daß er es wäre, von dem Ludwig den Hang angenommen habe, die Nacht zum Tage zu machen, wodurch sein Nervensystem gänzlich untergraben wurde, und daß er durch seine übertriebenen Huldigungsgedichte den Grund zu dem Größenwahn legte, der sich bei Ludwig entwickelte. Bei seinem Heimgange sprach man sogar aus, daß dieser Freund an der Tragödie am Starnberger See mitschuldig sei.

Das letztere ist selbstverständlich eine unbewiesene und unbeweisbare Behauptung. Mit ebensoviel Recht könnte man behaupten, daß Ludwig der Zweite — gemütskrank, wie er war, — jemanden brauchte, der ihn durch die Macht der Musik in seinem leidenden Zustande beruhigen konnte.

Sicher jedoch ist, daß seit dem Tage, an welchem die Trennung von Richard Wagner stattfand, der Lebensmut des Königs geringer und sein Leben freundloser wurde, als es je gewesen war.

Allgemein wurde geglaubt, daß Wagner auch in die politische Leitung eingegriffen habe. Er selbst hat sich einmal in einem Briefe an eine Freundin darüber ausgesprochen, indem er sagt: „Ich gelte für einen Günstling, der alles vermöge. So wandten sich dieser Tage sogar die Angehörigen einer Giftmischerin an mich!“

Als der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich ausbrechen drohte, soll man durch Wagner sogar Versuche gemacht haben, Ludwig zu bewegen, sich neutral zu verhalten.

Alle Sachkundigen sind sich jedoch einig, daß der junge Monarch sich in der Erfüllung seiner Regierungspflichten nur wenig durch ihn hat beeinflussen lassen. Wagner hat bei unzähligen Gelegenheiten versichert, daß er mit ihm nicht über Politik gesprochen habe, weil der König ihm verboten hatte, das zu tun; und wenn er einmal auf Gebiete kam, die diesen Gegenstand nur im geringsten berührten, pflegte Ludwig in die Luft zu starren und zu pfeifen, als ein Zeichen, daß er keine Fortsetzung wünsche. —

Schließlich aber darf man bei der Beurteilung des Verhältnisses zwischen den beiden Freunden nicht vergessen, daß es neben Wagners Genie zunächst die Ergebenheit des bayerischen Königs für ihn ist, der man dafür danken kann, daß die Welt heute die „Meistersinger“, die „Nibelungen“ und den „Parsifal“ besitzt. Seine Hilfe zu einer Zeit, in der sie am notwendigsten war, verlieh dem Meister seine Kraft und seinen Mut wieder. Ludwigs großartige Freigebigkeit gab ihm Gelegenheit, diese neuen herrlichen Werke zu schaffen,

und außerdem lenkte der königliche Schutz die Aufmerksamkeit viel mehr auf Wagner und die Zukunftsmusik, als dies vorher der Fall gewesen war.

Durch seine schwärmerische Bewunderung für den Komponisten des „Rienzi“, des „Fliegenden Holländer“, des „Tannhäuser“, „Lohengrin“, „Tristan und Isolde“ und der obengenannten Opern ist der Name Ludwigs des Zweiten mit Ehre in die Geschichte der Musik verflochten worden.

Mehrere Jahrzehnte sind seit seinem Tode (1886) verflossen; und die prophetischen Worte, die er am 4. August 1865 in einem Briefe an Richard Wagner aussprach, sind zur Wirklichkeit geworden:

„Wenn wir beiden längst nicht mehr sind, wird unser Werk der Nachwelt als ein leuchtendes Vorbild dienen. Es wird Jahrhunderte entzücken, und die Herzen werden glühen vor Begeisterung für die Kunst, die von Gott stammt und ewig ist.“